

Susanne Matthiessen
OZELOT UND FRIESENNERZ

SUSANNE MATTHIESSEN

OZELOT UND FRIESENNERZ

Roman einer Sylter Kindheit

Ullstein

Dieser Roman basiert auf wahren Begebenheiten, erhebt jedoch keinen Wahrheitsanspruch. Die dargestellten Ereignisse werden nicht zitatreu wiedergegeben. Manche Erzählsituationen stehen nicht in direkter Verbindung zu den genannten Personen.



ISBN 978-3-550-20064-9

© 2020 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Titelfotograf 1975: Tilo Frahm

Gesetzt aus Galliard und Lydian

Satz: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Für die Inselkinder

KAPITEL 1

DIE SACHE MIT DEM SEELÖWENPELZ

Damals hat man ja noch wochenlang Urlaub gemacht im Sommer. Niemand kam nur für ein paar Tage nach Sylt. Vier Wochen Ferien am Stück waren normal. »Haus voll?«, riefen sich die Sylter über die Straße hinweg zu. Bis unters Dach hatte man vermietet. In jedem Schlafzimmer gab's ein Waschbecken, und der ganze Strand war voll mit diesem seidenweichen weißen Muschelsand, der so fein durch die Finger rieselt und den man heute nur noch in den Dünen findet, weil er unten am Strand vom Meer weggeholt und nach Amrum getragen wurde, sodass man jetzt über die gesamte Fläche nur noch diesen grobkörnigen, eher braunen Sand hat, der vom Meeresgrund geholt und jedes Jahr vorgespült wird, damit Sylt nicht untergeht. Und dass damals die Polizei kommen musste, um mich zu meinen Eltern zurückzubringen, ist heute eher eine lustige Anekdote, die meine Mutter immer wieder gern erzählt. Sylt in den Sechzigern und Siebzigern, ja, das war eine wilde Zeit. Meine Güte. Ist das alles wirklich passiert? Ich war ein Baby. Und dass es damals so aus dem Ruder lief, wird auch damit zu tun gehabt haben, dass die Pellmanns wochenlang im Ehebett meiner Eltern schliefen.

Sie waren über Jahre unsere Sommergäste und wohnten oben im ersten Stock. Herr Pellmann war immer dunkelbraun gebrannt und hatte am ganzen Körper eine Menge

schwarzer Haare und dazu schneeweiße Zähne. Er fühlte sich einfach toll an. Bei ihm schlief man auf beheiztem Fell. Seine Frau trug eine Brille, hatte eine ziemlich fest sitzende Frisur und war auch insgesamt wenig beweglich. Sie soll in einer Bibliothek gearbeitet haben. Sie war nett und hat immer viel gelacht. Im Gegensatz zu ihr ging aber von ihrem Mann, Herrn Pellmann, eine unglaubliche Hitze aus, die man schon spürte, wenn er nur die Arme ausgebreitet hatte und lachend auf mich zukam.

Ich fand es schön, zwischen den beiden zu schlafen. Jedenfalls schöner als bei meinen Eltern. Die übernachteten unten im Wohnzimmer auf der kleinen Couch mit dem grünen Cordbezug. Genauer gesagt, meine Mutter schlief da drauf. Mein Vater lag davor auf einer Matratze am Boden. Für mich gab's noch den Sessel. Aber da schlief ich eher selten, weil ich einfach zu unruhig war, wie meine Mutter immer sagte. Sie beschwerte sich, dass sie meinetwegen nicht ausreichend Schlaf bekam. Das tat sie allerdings niemals laut. Und nie mit Worten. Das tat sie telepathisch.

Man brauchte ein funktionierendes inneres Antennensystem, um meine Mutter zu verstehen. Es sind lautlose Klopfzeichen. Wer mit ihr zu tun hat, lernt über die Jahre, auf diese Zeichen zu achten. Als Kind hat man sich am besten still verhalten und aufmerksam registriert, in welchem Zustand sich meine Mutter befand. Sie war immer im Stress. Mal mehr. Mal weniger. Aber niemals entspannt. Das begann schon mit dem frühen Aufstehen, um für unsere Sommergäste rechtzeitig das Frühstück auf den Tisch zu bekommen, bevor sie dann ins Geschäft ging und mit ihrem Hauptjob weitermachte.

Wie alle Sylter damals vermieteten wir jedes Bett in unserem Dünenhaus, Dr.-Ross-Str. 34 A. Es war ein sehr kleines

Backsteinhaus, quadratisch, eine Querstraße vom Strand entfernt. Es gab dort sechs Betten in vier Zimmern und eine sehr fies knarrende Holzterappe vom Erdgeschoss in die obere Etage. Wir hatten ein Elternschlafzimmer mit dem Ehebett meiner Eltern, ein Dreibettzimmer und das Einzelzimmer. Im Wohnzimmer, das direkt in die kleine Küche überging, hausten in der Saison meine Eltern. Die Anzihsachen hingen auf einem rollbaren Ständer, den mein Vater aus der Firma mitgebracht hatte, und sonst gab's da eigentlich nichts. Ich kannte keine Familie in Westerland, in der es anders war. Wir lebten hautnah zusammen mit diesen vielen fremden Menschen, die die Insel im Sommer überfluteten. Es war eng. Es war laut. Wir teilten uns ein einziges Bad.

Im Dreibettzimmer logierte Herr Berg aus Berlin zusammen mit seiner Familie. Herr Berg war Vertreter für Sekt und hatte sehr viele Kunden in den Westerlander Hotels, Gaststätten und Bars. Seine Tochter nannte er Liebchen. Wie die meisten Kurgäste damals wurde Herr Berg von der Fremdenverkehrszentrale am Bahnhof an uns vermittelt. Fünfzehn Mark pro Person und Nacht mit Frühstück. Als Herr Berg zusammen mit seiner Familie sein Zimmer bezog, wechselte die Temperatur im Haus. Von da an wurde gefeiert und getrunken. Schon wieder eine neue Verpflichtung für meine Eltern. Kaum kamen sie spät aus ihrem Geschäft, schon begann für sie die Nachtschicht am Abendbrottisch mit der Familie Berg – egal wie müde. Und auch das war in allen Häusern in der Nachbarschaft gleich. Gute Gastgeber gingen nicht ins Bett. Und man hat einfach auch gern gefeiert.

Ein bisschen später servierte dann meine Mutter schon wieder das Frühstück in unserer schönen verglasten Holzveranda im Bäderstil. Eine Waschmaschine hatten wir nicht. Wäsche gekocht wurde auf dem Herd in einem riesigen

Kochtopf. Und das blieb alles an ihr hängen. Meine Mutter war vierundzwanzig. Sie war dünn und weiß. Sie sah aus wie ein Kind. Wenn neue Gäste kamen, musste sie sich anhören: »Wir haben hier gemietet, wo sind denn deine Eltern?« Darüber hat sie sich irgendwann nicht mal mehr geärgert. Musste ja weitergehen. Jeden Tag ein Stückchen aufwärts.

Für mich stand ein Hochstuhl am Tisch der Pellmanns. Dort fühlte ich mich endlich gesehen und wahrgenommen. Für die Zeit ihres Urlaubs hatten sie und meine Eltern ein Agreement getroffen. Die Pellmanns wollten mal ausprobieren, wie es sich anfühlt, Mutter und Vater zu sein. Und meine Eltern gaben Rabatt. Auf diese Weise war beiden geholfen. Meine Eltern waren mich los, und die Pellmanns hatten ein Baby. Eine klassische Sylter Win-win-Situation. Als mich die Pellmanns »adoptierten«, war ich ein halbes Jahr alt.

Zu meiner Geburt erlebte Sylt 1963 den eisigsten Winter seit Kriegsende. Das Thermometer war auf zweiundzwanzig Grad minus gefallen, und das Wattenmeer war zugefroren, als ich auf die Welt kam. Meterhoch türmten sich die Eisschollen vor der Westerländer Promenade. Neben dem Hindenburgdamm verlief zum ersten und einzigen Mal die »Eis-Avus«. Nie wieder danach konnte man das Wattenmeer mit dem Auto befahren. Die Autobahn war nur einen einzigen Winter lang in Betrieb. In Niebüll ging es rechts um die Ecke und dann immer geradeaus Richtung Insel. Eine Mark zwanzig nahm der Bauer am Deich für die Zufahrt auf die Rennstrecke.

Mein Vater war vierundzwanzig. Während meiner Geburt drehte er Pirouetten mit seinem Opel Rekord auf dem Eis vor Nösse. Auf dem Autodach lag bäuchlings sein Freund Loni und versuchte sich mit Händen und Füßen an den seitlichen Zierleisten festzuklammern, während mein Vater hef-

tig aufs Gaspedal trat, dann bei voller Fahrt die Handbremse anzog und das Steuer rumriss. Loni segelte angeblich fünfzehn Meter weit und schlug derartig heftig aufs Eis auf, dass alle sicher waren, der ist tot.

In der Notaufnahme der Nordseeklinik dann Entwarnung. Der Tote hatte nur Knochenbrüche und seine Sprache verloren (vorübergehend). Aus meinem Vater entwich die Panik, jetzt musste er nur noch große Kraft aufbringen, diesen peinlichen Impuls zu unterdrücken, jedes Mal laut loszulachen, wenn er sich wieder und wieder Lonis Flugkurve in Erinnerung rief. Dann kam Schwester Gisela auf ihn zu: »Herr Matthiessen, herzlichen Glückwunsch. Sie haben eine Tochter.« So in etwa kam ich auf die Welt.

Kein Wunschkind. Auch nicht geplant. Es war aber auch kein Versehen. Es war eher eine Verkettung unglücklicher Umstände, dass es mich überhaupt gibt. Niemand wollte das. Am wenigsten meine Mutter. Dass ich auf die Welt kam, daran ist allein mein Großvater schuld. Der war in seinem Pelzgeschäft in der Westerbäcker Friedrichstraße ganz unpassend am Gas erstickt. Es heißt, er hatte sich Milch warm machen wollen. Der Gaskocher stand in einem kleinen Kabuff hinter dem Laden.

Ich erinnere mich an diese beklemmend kleine Abseite ohne Fenster. Dort stand eine Chaiselongue mit einem abgenutzten Bezug aus verschossener grüner Seide. Eine Kleiderstange mit fertigen, maßgeschneiderten Mänteln aus Nesseltuch, die auf die Anprobe warteten, darüber hingen zwei Fellbunde mit tabakbraunen Nerzen. Ein kleiner Tisch, ein Kamm, ein Rasierspiegel.

Es heißt, mein Großvater habe sich in der Mittagspause nur kurz hinlegen wollen, während dann die Milch auf dem improvisierten Gasherd überkochte. Mein Opa schlief, der

Milchschaum löschte die Flamme, Gas trat aus. Opa tot. Ein bedauernswerter Unfall und ein nicht gerade pompöses Ende für einen großen Modeschöpfer, für einen Mann mit dieser großen Karriere. Er hatte den Luxus zu seinem Lebenszweck gemacht und damit ein Vermögen angehäuft. Mit seinem Tod endete dann auch in meiner Familie etwas verspätet das Zeitalter der Superdiven mit den verschwenderisch gearbeiteten übergroßen Pelzgarderoben. Der Laden hing voll damit. Aber es gab Ende der Fünfziger, Anfang der Sechziger keine Kundinnen mehr dafür. Vor allem nicht auf Sylt. Die Insel suchte noch ihren eigenen Neuanfang irgendwo zwischen Keilhose, Friesennerz und Freikörperkultur.

Mein Großvater war nicht alt, als er starb. Er lag da »wie hingegossen«, sagte sein Vermieter, Herr Patrone, der ihn am Nachmittag fand. Mein Großvater hatte sich vorher ausgiebig rasiert, sein weißes Hemd zeigte nicht eine Knitterfalte. Er war in Form, und er war erst achtundfünfzig. Und doch schien er allen schon damals aus der Zeit gefallen.

Er war Kürschnermeister der ganz alten Schule. Seine Mode und Kreationen kann man noch heute in den alten UFA-Filmen bewundern. Das war die Zeit, als der Pelz noch den Unterschied gemacht hat zwischen einer Frau und einer Dame. Für meinen Großvater war das seine Lebensaufgabe. Er war derjenige, der eine Frau zu einer Erscheinung machen konnte. Dazu gehört großes handwerkliches Können. Und um die Spitze zu erreichen, muss Handwerk in Kunst übergehen. Es gibt keinen Zweifel: Den Umgang mit Fellen hat er geliebt, und er hatte ebenso ein gutes Gespür für den Umgang mit Frauen, die auf der Suche waren nach einer Prise Extravaganz.

Meine Oma behauptete zwar ständig und ungefragt und vor allem in den unmöglichsten und unpassendsten Situationen, ihr Mann sei vor allem der größte Schwule seiner Zeit

gewesen und nicht der größte Kürschner, aber warum man nicht in beiden Disziplinen Außerordentliches leisten und es damit auch an die Spitze schaffen konnte, das hat sich mir schon als Kind nicht erschlossen. Viel nerviger waren eigentlich damals ihre ständig verschwörerisch vorgetragenen »Also ich kann Ihnen da was erzählen«-Vorstöße, mit denen sie alle unsere Kunden ins Vertrauen zog und ihnen erklärte, dass der große Modeschöpfer, der Pelz-Zar, ihr Ehemann, einem mysteriösen Giftanschlag zum Opfer gefallen sei. »Eine Dreiecksgeschichte, Sie wissen schon ...« Und im Flüsterton schob sie nach: »Er ist recht pünktlich gestorben, ganz kurz bevor rauskam, dass er pleite war. Zu viele junge Männer, zu wenig Geschäft, zu viel ›Sylt bei Nacht‹.« Je nach Reaktion lieferte sie dann auch bereitwillig weitere Details aus der Kältekammer ihrer Ehe. Und wenn gerade niemand zur Hand war, dann erzählte sie alles mir.

Und so wusste ich dann schon mit zehn Jahren, welche verschiedenen Geschlechtskrankheiten es gab, wie sie übertragen werden und wegen welcher mein Großvater als Soldat in Frankreich im Lazarett war, wo doch alle dachten, er sei im Feld ehrenhaft verwundet worden. »Von wegen«, sagte dann meine Großmutter und machte eine abfällige Handbewegung. Sie erzählte mir, welche »Hexensalben« er genommen hat, um gesund zu werden, und dass sie sich gewünscht hätte, dass er am Ende mit deutlich mehr Glamour gestorben wäre. »Gas. Gas. Nein. Wie das klingt. Unmöglich!« Aber übergekochte Milch fand sie noch viel unmöglicher.

»Er sah zwar immer aus wie aus dem Ei gepellt, aber er war ein Suchtcharakter«, sagte meine Oma zu mir, rollte die Augen und rasselte mit ihren goldenen Armringen, um das Bedrohliche zu verstärken. Ich gruselte mich aber eher vor ihr als vor meinem toten Opa.

Sie war das, was man damals eine »gnädige Frau« nannte, nämlich eine extrem selbstbewusste, anspruchsvolle, aufwendig gekleidete Madame im Schneiderkostüm mit einer strammen Wasserwelle auf dem Kopf, die niemals aus der Form geriet, selbst wenn die großen Nerzhüte drückten. Meine Großmutter trug ihre Pelze mit einer lässigen Selbstverständlichkeit und passte sich in jeder Dekade mühelos dem jeweils herrschenden Lifestyle an. Kochen war nicht so ihr Ding. Sie war Geschäftsfrau und verstand sich nebenbei als so eine Art Göttin.

Als mein Großvater im Januar 1961 im Hinterzimmer unseres Ladens in der Westerländer Friedrichstraße 25 plötzlich verstarb, waren Göttinnen hierzulande längst aus der Mode gekommen. Man ging in Sack und Asche. Pelze standen nicht gerade weit oben auf der Anschaffungsliste. Und so war mein Großvater gezwungen, sein großes Warenlager bei den Banken zu verpfänden, um an Geld zu kommen. Das hatte nur einen Schönheitsfehler: Sein Warenlager existierte gar nicht mehr. Alles Luftbuchungen. Der große Bestand: ein einziger Bluff. Die Firma war in Konkurs. Komplette überschuldet. Eine Katastrophe für die Familie und alle Angestellten. Ich war zwar noch gar nicht auf der Welt, aber wie man ja überall lesen kann, setzen sich solche traumatischen Erlebnisse in den Genen fest und werden dann mal eben weitervererbt.

Wir waren also ruiniert. Mein Opa war weg. Marlene Dietrich, Zarah Leander, Katia Mann, Max Schmeling, Hans Albers. Alle waren weg. Nicht mehr auf der Insel. Es war vorbei. Auch das »Trocadero« war geschlossen. Das legendäre Tanzlokal, in dem Smoking Pflicht war und mein Großvater eine tolle Figur gemacht und mit seinen Kunden gefeiert hatte. Dort spielte im Durchgang von der kleineren schummrigen Tanzbar zum größeren Saal Nacht für Nacht eine Ka-

pelle. Livemusik war selbstverständlich. Teddy Stauffer trat dort auf, Helmut Zacharias und die unverwüstliche Caterina Valente.

Das Tanzparkett war schachbrettartig aufgeteilt und nummeriert. Wenn die Musik abrupt aufhörte zu spielen, wurde eine Zahl angesagt, und wer genau auf diesem Quadranten nach wildem Getanze zum Stehen gekommen war, gewann eine Flasche Sekt. Im Trocadero war von Josephine Baker bis Professor Sauerbruch alles vertreten, was ein Glas halten konnte. 1950 fanden im Trocadero die Wahlen zur »Miss Schleswig-Holstein« statt. Es gewann Susanne Erichsen. Kurz danach wurde sie die erste »Miss Germany«. Sylt spielte auch nach dem Krieg ganz groß auf. Aber das Trocadero schloss 1958, mein Großvater hatte seine glamouröse Kundenschaft jedoch schon lange vorher verloren. Von Prunk zu prekär brauchte es nur wenige Jahre.

Dabei hatte er geschäftlich schon große Krisen überstanden. Für einen Modeschöpfer wie ihn war es eine Zumutung, dass er im Krieg von den Nazis gezwungen wurde, nicht mehr für die Dame von Welt, sondern für den Soldaten in Russland Pelze zu fertigen. Die Wehrmacht brauchte warme Fellwesten und Fellmützen. Aus Kaninchen, aus Mardern, aus Ratten und Hamstern. Füchse gab's damals schon gar nicht mehr. Schafe hatte man auch ewig nicht mehr gesehen, alle längst geschlachtet, deshalb fiel auch Lammfell aus. Pferde waren eingezogen. Mancher Soldat trug dann eben auch Katze oder Hund am Körper. Egal. Hauptsache Fell. Hauptsache warm. Kein Filz, keine Wolle, keine Daune hält so warm wie echter Pelz. Und nichts fühlt sich so gut an.

Doch irgendwann gab es schlicht nichts mehr, dem man hätte das Fell über die Ohren ziehen können. Meine unerschrockene Großmutter fuhr damals mit zwei Schweinehälf-

ten – verteilt auf zwei Koffer – nach Leipzig, um die letzte noch verfügbare Pelzware zu besorgen. Der Fachbegriff heißt übrigens »Rauchwaren«. So nennt man die für die Weiterverarbeitung zugerichteten, gegerbten Tierfelle. Leipzig war die Welthauptstadt des Pelzhandels, des Buchdrucks und Buchhandels und auch der Parfümindustrie. Praktisch alle historischen Gebäude der Leipziger Innenstadt gehörten bis zum Zweiten Weltkrieg Pelzhändlern. Meine Großmutter konnte sich dort bestens aus und bekam immer noch Reste von Ware, solange sie etwas zum Tauschen dabei hatte.

Als es dann aber auch keine Schweine mehr gab, war die Schonfrist für meinen feinnervigen Großvater zu Ende, und er landete doch noch an der Front. Als Spätheimkehrer war er dann irgendwann wieder zu Hause. Sein Comeback in der Haute Fourrure gelang aber leider nicht mehr. Und dann kochte auch noch die Milch über.

»Er sieht gut aus. Er kann gleich so in den Sarg«, befand meine Großmutter. Sie wollte sich nicht länger damit aufhalten. Für sie war mein Opa ein Relikt aus einer anderen Zeit. Und die Enttäuschung ihres Lebens.

Der plötzliche Tod brachte meinen Vater in die Bredouille. Er hatte vor Kurzem erst seine Kürschnerlehre abgeschlossen, war einundzwanzig Jahre alt, arbeitete als Geselle bei einer Firma im Allgäu. So was war damals üblich. Zuerst die Lehre im elterlichen Betrieb, dann woanders und möglichst weit weg berufliche Erfahrungen sammeln, bevor man dann wieder in den heimischen Betrieb zurückkehrt.

Auch meine Mutter Telse lebte woanders. Sie startete gerade in Düsseldorf durch. Weit weg von zu Hause. Nach einer Lehre im Reisebüro hatte man ihr die gesamte Fahrkartenabteilung des »DER Deutsches Reisebüro« übertragen. Sie wollte Karriere machen, war auf dem besten Weg dazu,

und dann kam leider die Vollbremsung: der Heiratsantrag meines Vaters. »Ohne dich schaffe ich das nicht«, sagte er. Er hatte mit der Westerländer Vereins- und Westbank gesprochen. Und ihm war ein Kredit und damit eine Chance zugesagt, die Firma neu zu beleben. Sie wollte aber nicht. Hat's dann aber trotzdem gemacht. Motivation: Ich kann ihn jetzt nicht hängen lassen, ich probiere es jetzt einfach mal aus, ich kann mich ja wieder scheiden lassen. Und so stieg sie in die Pelzbranche ein. Mit sehr wenig Begeisterung.

Heute sagt sie sogar: »Ich war immer auf dem Absprung. Meine Reisebüro-Chefs schrieben mir: ›Kommen Sie zurück!‹ Stattdessen kochte ich Wäsche im Keller, schleppte Kohleneimer runter und Asche wieder nach oben, hatte die Buchhaltung am Hals, tagsüber das Pelzgeschäft, zu Hause die Feriengäste und dann auch noch eine Schwiegermutter, für die ich immer nur zweite Wahl war. Viel zu wenig glamourös.«

Noch fünfzig Jahre später rechnen wir eigentlich jeden Tag damit, dass meine Mutter alles hinschmeißt und die Familie verlässt. Denn sie hat niemals einen Zweifel daran gelassen, dass ihr das alles hier nicht passte und unser gemeinsames Leben immer nur eine Zwischenlösung war – und noch ist. Aber bekanntlich hält ja nichts so lange wie ein Provisorium. Auch bei meiner Mutter.

Es war sicherlich nicht der teure Seehundmantel mit dem eingestickten Monogramm, den mein Großvater ihr auf den dünnen Leib geschneidert hatte, der sie am Ende überzeugte, in die Ehe mit meinem Vater Peida einzuwilligen. Obwohl sie sich da natürlich auch sehr geschmeichelt gefühlt hatte. Es war ihr erster Pelzmantel, echte Maßarbeit vom Kürschnermeister der UFA-Stars, und sie fiel damit auf.

Ein sogenannter Blueback, ein Mantel, für den ein Rudel Seelöwen aus Neufundland sein Leben gelassen hatte. Der Ursprung ist wichtig, denn nur diese Sorte Seehund hat eine ganz besondere Zeichnung: ein fast weißer und dazu sehr flauschiger Pelz, ohne diese klassischen Seehundflecken, und jedes Fell hat einen armbreiten eisblauen Streifen, was die Optik enorm aufpeppt. Meine Mutter trug fortan diesen gerade geschnittenen, schmalen weißen Seelöwenmantel, dessen eisblaue Bahnen sternförmig über die Schultern am Kragen zusammenliefen und für die andere Frauen in der damaligen Zeit einen Mord begangen hätten.

Es war nicht dieser Mantel, der sie überzeugte, meinen Vater zu heiraten und in diese schillernde Branche einzusteigen. Meine Twiggy-Mutter heiratete nicht für Geld, nicht für Schmuck, nicht für Pelze, nicht aus Liebe oder um versorgt zu sein wie viele andere in ihrer Generation. Meine Mutter heiratete auch nicht wegen des Briefs mit rührendem Inhalt, den mein Großvater ihr vor seinem Tod geschrieben hatte und den sie noch heute überall mit sich herumträgt. Darin reiht sich ein Kompliment ans andere.

Nein, meine Mutter heiratete, weil die Umstände es erforderten. Großvater tot. Verlobter in Not. Und dazu noch dieses Angebot: nämlich die lange geplante Hochzeit von Onkel Tilo, dem Bruder meiner Mutter. Mit Kirche, Bankett, Flitterwochen und allem, was dazugehört, die auf einmal nicht zustande kam, weil Onkel Tilo kurzfristig die Braut weggelaufen war. (Was meine Eltern so erzählen, kam das damals in den 60er-Jahren offenbar häufiger vor.) Eine vollständige Absage der Feierlichkeiten wäre wohl richtig teuer gekommen. Alles war doch bestellt und vorbereitet. Da sind dann meine Eltern eingesprungen. Es passte ja auch irgendwie. Nicht mal die Hochzeitsgäste

mussten umgeladen werden. Der Freundeskreis war derselbe.

Und so heirateten meine Eltern im Jahr 1962, bis der Tod sie irgendwann scheiden würde. Und kaum hatte meine Mutter die Unterschrift unter die Heiratsurkunde gesetzt, war sie auch schon mit mir schwanger. Neun Monate später kam ich ausgerechnet am Todestag meines Großvaters auf die Welt. Super Voraussetzung. Die Euphorie meiner Eltern hielt sich in Grenzen, was auch daran lag, dass beide keine Ahnung hatten, wie man ein Baby versorgt, und auch meine Großmutter in Bezug auf diese Fertigkeiten sehr große Bildungslücken hatte. Kinderkriegen gehörte damals einfach dazu und war kein großes Ding. Ich selbst war auch kein großes Ding, sondern eher klein. In der Geburtsvorbereitung hatte meine Mutter darauf geachtet, konsequent bestimmte gymnastische Übungen zu machen, die darauf ausgerichtet waren, kleine, kompakte Säuglinge auf die Welt zu bringen, um den Geburtsvorgang nicht unnötig zu verkomplizieren.

Für alles gab es damals neue Bücher, es begann die große Zeit der Gebrauchsanweisungen. Wie man ein Baby aufzieht, konnte man nachlesen. Etwas später gab es dann auch Anleitungen, wie man besseren Sex macht. Dass meine Eltern relativ früh – noch vor allen anderen – mit den passenden Handbüchern ausgestattet wurden, lag auch an Oswalt Kolle, der sich irgendwann in unserem Geschäft nach einem Bärenfell umsah, das er in seinen Aufklärungsfilmen zum Einsatz bringen wollte. Bärenfelle in ganzer Größe waren in Deutschland nicht leicht zu bekommen. Aber die Geschichte erzähle ich später.

Zu meiner Geburt schenkte mir meine Großmutter einen sogenannten »Geldbaum«, eine kleine Topfpflanze mit sehr

fleischigen Blättern, die in der Form mit etwas Fantasie tatsächlich als Geldmünzen durchgehen könnten. »Den darf man niemals eingehen lassen, dann stellt sich automatisch Wohlstand und Reichtum ein«, sagte sie. Und wirklich. Dieses hässliche Gewächs existiert noch heute, groß und ausladend steht es auf einer etwas abgelegenen Fensterbank im elterlichen Haus. Er wird kaum gedüngt, kaum gegossen, niemand pflegt diese Pflanze, und doch hat sie so viele Jahre überlebt. Kaum zu glauben.

Dass dieser Geldbaum immer noch lebt, ist nur damit zu erklären, dass wir in der Familie so abergläubisch sind. Niemand traut sich, das Teil zu entsorgen, aus Angst, dass wir dann alle wieder arm werden. Zu meiner Geburt bekam ich von meinem Onkel Tilo auch einen silbernen Löffel, in den mein Name eingraviert war. Ich bin also nicht mit einem goldenen Löffel im Mund geboren, sondern mit einem silbernen. Insofern waren meine Startbedingungen dann doch nicht so schlecht. Zumindest hat sich die Familie in Bezug auf meine Finanzen schon immer viele Gedanken gemacht.

Stichwort Muttermilch. Ich wurde einmal gestillt und dann nie wieder. Meine magere Mutter mochte das nicht. Und ich mochte es dann auch nicht mehr. Niemand mochte das damals. Keiner meiner Babyfreunde wurde gestillt. Sylt war Flascheninsel. Die jungen Mütter im Umfeld meiner neuen Familie legten ihr Kind nicht an die Brust.

Sylt war im Aufbruch, in jeder Saison nahm die Zahl der Feriengäste spürbar zu. Es begannen die goldenen Jahre. Die Frauen hatten anderes zu tun, als alle drei Stunden wertvolle Zeit zu verplempern und sich dann auch noch aussaugen zu lassen. Ich kannte keine Mutter, die das zuließ. Überhaupt waren Frauen auf Sylt schon immer die treibende Kraft für

alles, was mit Veränderung zu tun hatte. Sie machten einfach ihr Ding und waren damit ihrer Zeit weit voraus. Es wurde einfach getan, was nötig war, um die Dinge am Laufen zu halten. Das Geschäft ging immer vor. Selbst Recht und Gesetz waren nur so lange bindende Regeln, solange nicht die Geschäfte der Sylter Eingeborenen berührt wurden.

Was die Frauen anging, so schrieb das Bürgerliche Gesetzbuch für das Festland damals allen Ernstes vor: Wollte eine Frau arbeiten, musste ihr das vom Ehemann erlaubt werden. (Und das galt noch bis 1977.) Aber in Westerland war es schon immer umgekehrt. Wollte eine Frau *nicht* arbeiten, musste ihr das vom Ehemann erlaubt werden.

Und es war sogar noch viel schräger: Bis zum 1. Juli 1958 hatte der Mann, wenn es ihm beliebte, den Anstellungsvertrag der Frau nach eigenem Ermessen und ohne deren Zustimmung fristlos kündigen können. In Bayern mussten Lehrerinnen sogar zölibatär leben wie Priester – heirateten sie, mussten sie ihren Beruf aufgeben. Denn sie sollten entweder voll und ganz für die Erziehung fremder Kinder zur Verfügung stehen. Oder alle Zeit der Welt haben, um den eigenen Nachwuchs zu versorgen. Bis 1958 hatte der Ehemann auch das alleinige Bestimmungsrecht über Frau und Kinder inne. Auch wenn er seiner Frau erlaubte zu arbeiten, verwaltete er ihren Lohn. Das änderte sich erst schrittweise. Ohne Zustimmung des Mannes durften Frauen kein eigenes Bankkonto eröffnen, noch bis 1962, ein Jahr vor meiner Geburt.

Erst nach 1969 wurde eine verheiratete Frau als geschäftsfähig angesehen. Da war ich dann schon sechs Jahre alt, und ich kannte keine einzige Mutter, die sich zu Hause um ihre Kinder gekümmert hätte. Im Gegenteil. Die Frauen betrieben Firmen, Geschäfte, Hotels und Restaurants auf Sylt. Gefühlt immer schon. Und wenn auch überall sonst auf dem

Festland die Frauen nach dem Krieg in ihre traditionelle Rolle zurückkehrten, weil ihre Männer ganz selbstverständlich nach der Heimkehr ihre alten Chefposten wieder einnahmen, so galt das nicht für die Insel. Hier steuerten die Frauen auch die ganz großen Pötte.

Insofern hatten die Pellmanns leichtes Spiel, als sie meinen Eltern vorschlugen, für die Dauer der Ferien meine Betreuung zu übernehmen. Schwach wehrte sich meine Mutter zunächst noch und hatte zwischendrin mal die Idee, meine Großmutter in die Pflicht zu nehmen. Aber die war in ihrer Egozentrik gefangen und in dem Gefühl, Jahre ihres Lebens mit dem falschen Mann verpulvert zu haben. Dadurch befand sich meine Oma im permanenten Nachholmodus. Als mich meine Mutter den Pellmanns übergab, machte sie sich weniger Sorgen um das Wohlergehen ihrer kleinen Tochter, sondern hatte eher ein schlechtes Gewissen wegen der Tatsache, dass sie kein schlechtes Gewissen hatte.

Wo war eigentlich mein Vater? Der freute sich, als die beiden Pellmanns mit mir im Kinderwagen an unserem Pelzgeschäft in der Friedrichstraße vorbeispazierten, nahm mich aus der Karre, schwang mich ein paarmal an den ausgestreckten Armen in die Luft und rief dabei »Wo ist denn die Kleine?«. Aber mein Vater war eben in erster Linie Kürschner und Kaufmann, denn Frau Pellmann interessierte sich für einen Seehundmantel.

Am besten gefiel ihr dann natürlich der von meiner Mutter. Der passte auch gut und gab ihr Kontur. Durch den geraden Schnitt erschien Frau Pellmann noch schlanker, als sie sowieso schon war. In der Silhouette wirkte sie elegant wie Audrey Hepburn aus »Ein Herz und eine Krone«. Und das ganze Ensemble »Frau im Pelz« – mit der wunderbaren Zeichnung der Bluebacks – sah in der Kombination auch

noch sehr teuer aus. Aber nicht gewollt teuer. In den Sechzigern war das »Teuer-Aussehen« noch kein großes Thema. Auch die Frisuren waren eher schlicht. Aus diesem Grund war Frau Pellmann ihrer Zeit weit voraus, als sie Mamas Seelöwenpelz anzog. Gewollt teuer aussehen, das war in den Sechzigern noch nicht angesagt. Die Dekade der Furore sollte erst in den Siebzigern beginnen.

Und so verkaufte mein Vater den Seelöwenpelz meiner Mutter an Frau Pellmann für achthundertfünfundneunzig Mark. Das von meinem Großvater eigenhändig ins graue Futter eingestickte Monogramm mit Mamas Initialen wollte Frau Pellmann gern behalten.

Und so kam Frau Pellmann zu einem spektakulären Mantel, und meine Mutter war ihr Erinnerungsstück los. Aber! Kein Grund für Sentimentalitäten. Denn es kam Geld in die Kasse. Und einen Pelzmantel können wir jederzeit ersetzen. Man sollte sein Herz nicht an Dinge hängen. Mach doch einfach ein Geschäftsmodell daraus. Und so kam es dann auch. In den Siebzigern verkaufte mein Vater die Mäntel, die meiner Mutter gehörten, an besonders gute Kundinnen weiter. Es wurde zu einem Statussymbol, den Pelz der Chefin kaufen zu dürfen. Da konnte man sicher sein, dass man nur die allerbeste Ware und ausgezeichnete Handwerkskunst bekam. Frau Pellmann leistete also unbewusst Pionierarbeit.

Zum Dank für Pelz und Kind luden die Pellmanns meine Eltern ins Tivoli ein. Das heißt, Herr Pellmann lud ein, denn seine Frau blieb zu Hause, um mich nicht allein und unbeaufsichtigt zurücklassen zu müssen. Das Tivoli war ein Tanzlokal und lag genau auf halber Strecke zwischen unserem Geschäft und dem Strandübergang zur Westerländer Promenade. Es hatte eine auffällige Leuchtreklame, die an die Hamburger Reeperbahn erinnerte, und einen livrierten

Portier vor der Tür. Die Attraktion war das rotierende Tanzparkett.

Das Tivoli war Treffpunkt der Erlebnishungrigen und auch Hemmungslosen, die mehr und mehr die Insel bevölkerten. Das Etablissement wurde von einer Frau geleitet, Chefin und Institution zugleich: Emmi Böhm. Diese resolute Mittvierzigerin aus Hamburg hatte die besondere Gabe, aus einem Laden eine Goldgrube zu machen, in die jeder mit Vergnügen seine Ersparnisse warf. Herr Pellmann ließ auffahren. Freunde meiner Eltern stießen dazu, alles junge Geschäftsleute aus der Friedrichstraße und ein paar aus der Strandstraße. Hoppe, Düysen, Wegst, Voss, Fuchs, Volquardsen, Langmaack, Krause, Wahrig, Lehnen.

Der Abend wurde lang, am Ende boten sich alle das Du an. Herr Pellmann fragte in die feuchtfrohliche Stimmung hinein, ob sich meine Eltern nicht auch vorstellen könnten, ihre Tochter mal in den Urlaub zu schicken – zu den Pellmanns zum Beispiel. Ja, das konnten sie. Warum nicht? Die Pellmanns waren zuverlässige Leute und auch nicht so jung wie meine Eltern. Er war bei der Stadt in Kettwig, Nordrhein-Westfalen, sie war ja Bibliothekarin. Oder so was Ähnliches.

Am nächsten Morgen war wieder alles wie immer. Meine Mutter stand in der Küche, bereitete das Frühstück für die Pellmanns und unsere anderen Hausgäste zu und wärmte nebenbei meine Schmelzflocken auf. Nestlé Eledon. Das kam auch bei den Kindern in der Dritten Welt zum Einsatz, warum also nicht auch hier auf Sylt? Frau Pellmann schrieb sich dieses »Kindermehl« in ihr Notizbuch. Sie schrieb sich jeden Hinweis auf. Und übte auch die notwendigen Handgriffe bei der klassischen Babypflege. Irgendwann waren die Ferien der Pellmanns zu Ende. Es ist nicht überliefert, dass ich bei der

Abreise in deren VW-Käfer Heulkrämpfe gehabt hätte auf der Grundlage von Trennungsängsten.

Meine Eltern behaupten heute, sie hätten damals bei der Abreise dann schließlich doch kein gutes Gefühl mehr gehabt, als sie den Pellmanns und mir nachwinkten bei meiner ersten Urlaubsreise überhaupt. Stimmt natürlich. Denn nachgewinkt hatte – wenn überhaupt – nur meine Mutter, mein Vater war schon in der Kürschnerei, wo er auf eine Lieferung wartete – Waschbären aus Frankfurt sollten geschickt werden.

Bisschen Krimi war dann auch dabei, denn das Ehepaar Pellmann nutzte die Zeit in ihrer Heimatstadt Kettwig, um ruckzuck ihre alte Wohnung aufzulösen, ins Umland zu ziehen und ihre Spuren zu verwischen, indem Frau Pellmann die neue Bleibe in Castrop-Rauxel unter ihrem Mädchennamen Arends anmietete. Das Telefon in Kettwig wurde abgemeldet. Und dann waren sie verschwunden. Meine Eltern hatten sich natürlich gewundert, weil sie in den ersten Tagen so gar nichts von den Pellmanns hörten, nach einer Woche waren sie mittelschwer beunruhigt, nach zwei Wochen dann richtig in Sorge und nach drei Wochen schließlich entsetzt. Das war der Moment, in dem sie die Polizei einschalteten. Aber zwischen Sylt und dem Festland bis runter ins Ruhrgebiet war die Leitung ganz schön lang. Schon allein nach Hamburg ist man drei Stunden unterwegs. Und dann noch weiter bis Kettwig? Wo ist das überhaupt?

Weitere Tage vergingen, nichts passierte. Das Wetter wurde schlecht, der Himmel verdüsterte sich, Sturm zog auf, und meine Großmutter lief zu großer Form auf. Sie war ganz in ihrem Element. Oma intensivierte ihre paranormalen Aktivitäten, legte die Karten, pendelte meinen Aufenthaltsort aus, telefonierte mit wahrsagenden Kapazitäten im ganzen

Land und machte anlässlich meines Verschwindens zum ersten Mal Bekanntschaft mit Erich Jan Hanussen Second, Beruf: Telepath. Sie zahlte ihm hundertzwanzig Mark, um meinen Aufenthaltsort zu erfahren. Hanussen Second verortete mich in Castrop-Rauxel und erzählte meiner Oma, dass an mir eine Namensänderung vorgenommen worden sei. Man hätte mich umgetauft, und ich würde seit einiger Zeit Manuela heißen. Nach der Schlagersängerin und ihrem Nummer-1-Hit »Schuld war nur der Bossanova«. All diese Informationen gab die Familie natürlich auch an die Ermittler weiter.

Aber erst als sich mein Vater mit dringlicher Bitte um Unterstützung an Westerlands Bürgermeister Reinefarth wandte, kam Bewegung in die Sache. Heinz Reinefarth hatte überall hinein in die Polizei noch beste Kontakte. Sein Name dürfte heute nicht mehr allzu vielen Leuten geläufig sein. Das war jedoch in den späten Fünfziger- und frühen Sechzigerjahren anders. Zu dieser Zeit war der frühere SS-Gruppenführer und seit 1951 amtierende Bürgermeister von Westerland die Personifikation einer landesweit geführten Debatte um die lückenhafte und einseitige Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit in Schleswig-Holstein.

Reinefarth war Anfang August 1944 vom Reichsführer SS, Heinrich Himmler, höchstpersönlich zum SS-Gruppenführer und Generalleutnant der Polizei befördert worden und mit der Niederschlagung des Warschauer Aufstands beauftragt. In den ersten Tagen des Einsatzes verübten Angehörige der ihm unterstellten »Kampfgruppe Reinefarth« schlimmste Verbrechen an der Zivilbevölkerung. Obwohl das Massaker mehrere Zehntausend Zivilisten das Leben kostete, blieb Reinefarth auf Kurs. Telefonisch meldete er seinen Vorgesetzten, dass er

zu wenig Munition habe, um alle Gefangenen zu liquidieren. Reinefarth war ein pragmatischer Karrierist, bot sich allen Hierarchen gleichermaßen an. Er war bis 1945 sowohl Exponent des Polizei- und Verwaltungsapparates als auch Militärführer.

Nach der Kapitulation kam er in amerikanische Kriegsgefangenschaft. In dieser Zeit wurde er mehrere Male in das Gefängnis des internationalen Gerichtshofs in Nürnberg verlegt, um dort als Zeuge auszusagen. Am Ende profitierte Reinefarth von einer gewissen Prozessmüdigkeit der Alliierten, die ihm in Verhören seine Verharmlosungen abgekauft und ihn schließlich freigelassen hatten.

Der 5. November 1951 war für die Stadt Westerland ein denkwürdiger Tag. Nach mehrmonatiger Vakanz wurde Heinz Reinefarth an diesem Abend im überfüllten Kursaal unter lauten Beifallskundgebungen zum neuen Bürgermeister gewählt. Die Sylter Rundschau stellte hochzufrieden fest: »Es waren nicht nur seine Parteifreunde, die ihm die Hand schüttelten, sondern in überwiegender Zahl Bürgerinnen und Bürger aus allen Kreisen der Bevölkerung, die wohl alle das Gefühl hatten, dass nunmehr der richtige Mann am richtigen Platz steht. Und wo Worte nicht ausreichten, ließ man Blumen oder stumme Lippen sprechen. Der ›Wahlkampf‹ gehört der Vergangenheit an. Möge sich das Wort unseres Bürgervorstehers bewahrheiten: ›Gute und Reine-Fahrt für alle Zukunft!‹« (Reine-Fahrt für Reinefarth. Darauf muss man erst mal kommen.)

Der solchermaßen gefeierte neue Bürgermeister hatte sich nach seiner Freilassung im Juni 1948 mit seiner Frau und seinen zwei Kindern in Westerland niedergelassen, wo er seit 1927 ein Ferienhaus besaß. Gefragt war zum damaligen Zeitpunkt vor allem nüchterner, anpackender Pragmatismus; eine

Tugend, die Reinefarth in den Augen der Stadtvertreter und breiter Kreise der Öffentlichkeit offensichtlich am glaubwürdigsten verkörperte. Es gibt keinerlei Anzeichen dafür, dass er die ihm kraft seines Amtes übertragenen Aufgaben unzureichend erledigt hätte. Andernfalls wäre er 1957 sicherlich nicht für weitere zwölf Jahre in seinem Amt bestätigt worden.

Reinefarth war ein eiskalter Kriegsverbrecher, verantwortlich für den Tod von mehreren Zehntausend Menschen. Auf Sylt galt er als Macher. Und so bat er nach alter Väter Sitte einen guten Freund aus verbotenen Zeiten, das kleine, verlorene Sylter Kind im Ruhrgebiet aufzuspüren. Seine Kontakte reichten bis hinauf ins Innenministerium. Es gab sie noch, die alten Strukturen, die unterhalb der neu eingezogenen im Verborgenen weiterlebten. Ihnen ist es zu verdanken, dass mich die Polizei am Ende fand, wobei der auffällige Seelöwenpelz von Frau Pellmann entscheidend dazu beigetragen hat, dass ich gefunden wurde. Vor allem das Monogramm mit den Initialen meiner Mutter war am Ende der Beweis, dass die Ermittler auf der richtigen Spur waren. Erinnern kann ich mich natürlich nicht mehr, und auch meine Eltern halten sich bedeckt, was am Ende mit den Pellmanns geschah, nachdem Reinefarth sich eingeschaltet hatte.

Unserem Bürgermeister hat die Sache jedenfalls nicht geholfen. Meine Rückkehr auf die Insel fiel zufällig mit dem Ende seiner politischen Karriere zusammen. Auf Antrag der CDU-Fraktion wählte ihn die Stadtvertretung Westerland einstimmig als Bürgermeister ab. Der Druck war einfach zu groß geworden, denn seine Kriegsverbrechen fanden den Weg an die Öffentlichkeit. »Der Spiegel« hatte einen Leserbrief des Freiburger Rechtshistorikers Prof. Dr. Hans

Thieme veröffentlicht, der den Warschauer Aufstand als Wehrmachtsoffizier miterlebt hatte und dort Reinefarth persönlich begegnet war und seine Kriegsverbrechen bezeugen konnte.

Reinefarth stellte Strafanzeige gegen den Professor und wurde dabei auch noch vom Westerländer Magistrat unterstützt. Es half nichts mehr. Der Bürgermeister war nicht mehr zu halten. Und als die Sache schon im Rutschen war, sprangen ihm tatsächlich noch ein paar prominente Westerländer zur Seite und setzten damit der ohnehin schon schillernden Historie des Kurbads Westerland noch ein paar neue Glanzpunkte auf: Der CDU-Fraktionsvorsitzende Dr. Zielinski ließ verbreiten, dass die »großen Verdienste des fachlich hoch qualifizierten Bürgermeisters« bei allen Parteien des Stadtparlamentes unbestritten seien und bestimmt auch in Zukunft gewürdigt würden. Und Westeralands Kurdirektor Hansi Petersen ging in einem Leserbrief in der Sylter Rundschau sogar noch einen Schritt weiter, indem er kritisierte, die Abberufung käme einer faktischen Vorverurteilung gleich. »Im Bewusstsein, dass dieser Leserbrief einige Wellen schlagen wird«, wolle er noch einmal darauf hinweisen, dass er, der Kurdirektor, persönlich nicht daran glaube, dass sich Reinefarth im Dritten Reich strafrechtlich schuldig gemacht hätte. Oh ja. Damit lehnte er sich mal so richtig aus dem Fenster. Hat ihm nie geschadet.

Auf Sylt entscheidet jeder selbst, was er für strafrechtlich oder moralisch relevant hält. Wir leben hier auf einer Insel. Gesteuert und regiert von ein paar Familien, die ihren eigenen Kompass benutzen. Und nur ganz kurzzeitig – für wenige Wochen – war ich diesem Einfluss einmal entzogen und schwamm in Castrop-Rauxel im Süßwasser. Ich hätte dort vielleicht ganz normal »behütet« aufwachsen können. Doch

meine Eltern holten mich auf diese verrückte Insel zurück, und so startete ich in eine sandgestrahlte Kindheit im Reizklima der Wirtschaftswunderjahre, die auf Sylt in jeder Hinsicht extremer waren als überall sonst. Wir wuchsen auf im explodierenden Fremdenverkehr, im explodierenden Wohlstand und mit explodierenden Moralvorstellungen. Nicht alle von uns Kindern haben das überlebt.